

(Nachdruck verboten.)

Eheleute Strouhal.

7) Erzählung von M. A. Simácel.

Deutsch von Franta Hájel.

Strouhal vermochte den Morgen kaum abzuwarten. Im Kesselhause gab es viel Lärm und Geräusch. Die Arbeiter aus der ganzen Fabrik liefen hier ein und aus, jeder wollte sich überzeugen, ob die grauenvolle Nachricht von Styblíks Tode wahr sei. Strouhal wies alle barsch ab, aber das hatte nicht viel Erfolg. Schließlich schloß er die Thür, die zu der Fabrik führte, ganz ab, aber die Leute gingen über den Hof und kamen so herein.

Namentlich waren es die Frauen. Alle weinten, rangen die Hände, während einzelne sich wie wahnsinnig geberdeten.

„Das arme Weib . . . die arme Styblík, was soll sie nun beginnen . . . Barmherziger Gott! . . .“, schrie die eine.

„O, du gekreuzigter Heiland, ist das ein Unglück . . . aber er selbst war schuld daran, er selbst . . . der Trunkenbold . . . der Säufer . . . und das thut er seinem Weibe an . . . ach, die ärmste, was hat die auf ihn gewartet . . .“, jammerten die anderen.

Strouhal hatte genug davon.

„Hinaus mit Euch!“ schrie er ganz rot vor Zorn. „An dem ganzen Unglück ist nur sein Weib schuld . . . nur darum hat er getrunken, weil sie nichtsnuzig ist . . .“ brüllte er und ergriff eine Schaufel. „Und jetzt hinaus!“

Seiner selbst kaum mächtig, hob er die Schaufel über den Kopf und schwang sie hin und her.

Die erschrockenen Frauen zogen sich langsam zurück.

„Das soll Euch Gott verzeihen . . . Ihr habt kein Herz . . . alle Schuld der Frau geben . . . genau so, wie er es mit der eigenen macht . . .“ riefen sie durcheinander.

„Eure arme, brave Frau!“ schrie eine von ihnen und begann laut zu weinen.

Beinahe rasend schlug Strouhal die Thür zu. Dann stellte er Lebeda als Posten hin und heizte selbst für ihn die Maschine. Inzwischen wurden unten im Aschenkanal die Ueberreste von Styblíks Leiche auf eine schnell gezimmerte Bahre gelegt. Sämtliche Beamte waren zugegen, so daß von den Arbeitern kaum einer wagte, näher zu treten.

Dann wurde alles mit einer Decke verdeckt, und die Bahre in Begleitung des Fabrikwächters und eines Beamten nach der Totenkammer geschafft. —

Gegen Morgen wurde es ruhiger. Aber in der ganzen Fabrik wurde von nichts anderem gesprochen als von Styblík. Alle Frauen ohne Ausnahme bedauerten die Wittve. Im Kesselhause selbst betrauerte man allerdings nur Styblík. Trotz seiner Trunksucht hatten ihn alle gern und fühlten Mitleid mit ihm. Gladík, der alle Augenblicke stehen blieb und auf seine Schaufel sich stützte, war keines andern Urteils fähig, als daß er ein über andermal sagte: „Daß er das Faultier nicht fortgejagt hat!“ Diese Worte wiederholte er immer wieder.

Strouhal ging im Kesselhause hin und her und schwieg. Heute gab es der Eindrücke viele, die auf ihn eingestürzt waren. Der eine verdrängte den anderen, um von einem dritten abgelöst zu werden. Er hatte von alledem bereits Kopfschmerzen bekommen.

Zimmer mußte er jetzt an Styblík denken. Alles das, was er noch vor wenig Stunden mit ihm gesprochen, kam ihm ins Gedächtnis zurück! Er erinnerte sich, daß er ihm versprochen hatte, mit ihm über seine Angelegenheiten am Morgen auf dem Heimwege sprechen zu wollen. Er wußte auch, was er ihm sagen wollte. Zureden wollte er ihm, daß er aus der Höhle, die er bewohnte, auszuziehen möchte. Daß er mit den Kindern das Weib verlassen möchte, das doch an all seinem Unglück, an seinem Untergang schuld war. Er wollte ihn belehren, daß solche widerliche Häuslichkeit Weib und Seele ruiniert und für einen Arbeiter das schlimmste Gift ist. Daß solche Verhältnisse unfehlbar zum Verbrechen, zu einer Katastrophe führen, daß die armen, unschuldigen Kinder unrettbar darin zu Grunde gehen müßten.

Dann begann er zu überlegen, was nun mit Styblíks Kindern geschehen sollte, er kam jedoch zu keinem Ende damit. Es war ihm zu Mute, als wandelte er durch eine sumpfige

Gegend, aus der kein Ausweg zu finden war. Es ermüdete ihn furchtbar. Er wollte sich der Gedanken entschlagen und an etwas anderes denken, aber so viel Mühe er sich gab, immer kam es ihm wieder in den Sinn, was nun aus Styblíks Kindern werden sollte. Er sah sie vor sich, klein, halb nackt und es schien ihm, als ob sie ihn mit ihren traurigen Augen anfähen, vor ihm mit gefalteten Händchen niederknien würden — und dabei sah er immer noch keinen Weg aus dem Sumpf, in den die armen Würmer immer tiefer versanken. Es sind drei kleine, blasse, abgemagerte Kinderköpfe . . . aber jetzt sind es mehr, andere Kinder treten zu ihnen, auch so blaß und mager und zu den drei Paaren erhobenen Händchen gesellen sich nun vier andere . . . Oh, er kennt sie, er kennt sie wohl . . . Das sind ja die Kinder seines Weibes . . . und . . . auch sie versinken, auch sie sind dem Untergange nahe . . .

Strouhal schlug die Augen, die ihm vor Ermüdung zugefallen waren, gewaltsam auf und sah erschrocken um sich.

Verschwunden waren die Kinder, verschwunden das grausige Bild, er sah nichts als die roten Mauern des Kesselhauses, die mit Stroh unwickelten Röhren, die Ventile und die schwarzen Kesselstirnen.

Kein Kindergejammer drang zu ihm, nur der gleichmäßige Gang des Pumpwerkes erfüllte den Raum mit seinem dumpfen Geräusch.

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Sie war feucht. Eine schwere Last lag ihm auf der Brust, und der Kopf drehte sich mit ihm herum. Die Kinder wollten ihm nicht aus dem Sinn. Aber nicht mehr Styblíks Kinder, nein, die feinigsten waren es.

„Gleich morgen gehe ich nach Truchlin . . .“

Schon vor sechs Uhr hat sich Strouhal angezogen, und kaum daß der zweite Oberheizer, der die Tageslicht hatte, angekommen, verließ er die Fabrik und eilte nach Hause, um sich anzukleiden und sein Weib zu holen. Kaum daß er dem Kameraden Auskunft gegeben, was mit Styblík geschehen sollte.

Als er hinausstrat, war es noch finster. Draußen herrschte eine trockene Kälte, der Schnee war zwei Zoll hoch gefallen. Rasch ging er um den Schornstein herum und schritt an den hellleuchtenden Fenstern vorüber zum Rübenhaus, vor dem vier Wagen mit Rüben standen. Er ging um sie herum und trat durch die Pforte ins Freie und auf die Straße. Dort standen in einer endlosen Reihe andere, mit Rüben gefüllte Wagen. Die Rufe der Knechte und das Knallen ihrer Peitschen unterbrach die nächtliche Stille. An der Straße entlang zog sich auf einer Seite ein noch junger Wald. Strouhal bog von dem Wege ab und ging am Rande des Waldes entlang. Er eilte seinem Hause zu, dem verödeten Hause, das er so sehnsüchtig zu beleben und zu bevölkern wünschte.

VII.

Zwölf Stunden früher, um sechs Uhr abends, hatten die Arbeiter in Truchlin die Zuckerrfabrik verlassen. Ganze Trupps von ihnen steuerten von der Kanzlei direkt auf die Kantine zu. Es war Montag, und somit in Truchlin der Zahltag. Ein Gemisch der verschiedenartigsten Stimmen drang aus der Kantine und hallte über den weiten Fabrihof. Es waren jugendliche, frische Stimmen, aber auch alte und brummige dabei. Vor der Kantine standen Frauen und Mädchen, die auf ihre Männer, ihre Väter oder Brüder warteten. Ab und zu blickten sie durch die Fenster hinein, wo die Männer in Gruppen um einzelne Tische saßen oder standen, auf denen das Geld lag. Da hatte einer mit der Faust wuchtig auf einen Tisch geschlagen, daß die Geldstücke in die Höhe sprangen, während ein anderer die Hand seines Nachbarn wegschob, die schon nach dem Gelde greifen wollte. In Truchlin war immer Mangel an kleiner Münze, so daß die Arbeiter nicht einzeln, sondern gruppenweise, wie sie auf einer Station zusammen waren, ausbezahlt wurden.

Unter den Frauen, die vor der Kantine warteten, fiel eine hochgewachsene kräftige Gestalt besonders auf, die inmitten des Haufens stand. Sie wickelte gerade das empfangene Geld in einen Zipfel ihres bunten Taschentuches. Am Arm trug sie einen Korb, und ihr wollenes, grün und rot gemwürfeltes Tuch war über der Brust kreuzweise gelegt und im

Sonntagsplauderei.

Rücken geknüpft. Auch sie trug nur leichte Stattenröcke, wie die anderen. An den Füßen hatte sie grobe Schnürschuhe, aber keine Strümpfe. Ihr Gesicht zeigte, soweit man es unter dem dicken Tuch unterscheiden konnte, schöne Züge, obwohl sie gewohnheitsmäßig die Stirne in Falten zog. Ihre Wangen waren jedoch bleich und eingefallen. Man konnte sie recht gut betrachten, da sie gerade im Lichtschein einer Laterne stand, die vor der Kantine brannte.

„Also Ihr seid heute zum letztenmal mit uns, Strouhal,“ wandte sich ein ältliches Frauenzimmer an sie.

Die Frau blickte sie an und sagte ruhig: „Ich gehe nach Hause.“

„Da habt Ihr aber nicht lange mit Eurem Manne getrotzt? Ihr hattet gedacht, er werde Euch schnell wieder holen, aber er scheint keine große Sehnsucht nach seiner „Alten“ gehabt zu haben.“

Die Frau gab keine Antwort. Sie steckte das Tuchel mit dem Gelde in die Rocktasche und drängte sich durch den Haufen.

„Also lebt hier wohl, alle mit einander!“ rief sie ihnen zu.

„Na, nu, was eilt Ihr so auf einmal?“ „Er wird sich schon noch gedulden.“ „Wartet, ich gehe mit Euch,“ riefen die Frauen durcheinander.

Die Angerufene blieb jedoch nicht stehen, sondern eilte hinaus zu kommen. Am Rübenseite traf sie die Mädchen vom Boden, denen der Bodenmeister soeben das Geld ausgezahlt hatte, und die nun unter lustigem Geplauder der Pforte zustrebten. Es waren keineswegs nur junge, zu jedem Scherz aufgelegte Mädchen, die einander jagten und neckten. Strouhals Frau traf an der Pforte mit ihnen zusammen. Dort hatte der Pförtner ein Stübchen. Nun stand er draußen und ein jedes von den Mädchen trat vor ihn und blieb stehen. Er fuhr einer jeden von ihnen mit den Händen dicht am Körper entlang, blickte in die Körbe und Töpfe und machte bei jeder eine scherzhafte Bemerkung.

Frau Strouhal war die erste, die hinausging. Der Pförtner reichte ihr die Hand und steckte ein kleines Paket in ihren Korb.

„Für die Kinder, auf den Weg“, bemerkte er.

Die Frau dankte. „Und gehabt Euch hier alle recht wohl!“ sagte sie bei und schlüpfte hinaus.

Schnell lief sie die Straße entlang nach der Richtung, wo zwei große, erleuchtete Häuser standen, die kaum ein paar hundert Schritte von der Fabrik entfernt waren. Es waren die beiden Truchliner Arbeiter-Kasernen. Die beiden Häuser reichten kaum für die Arbeiter der Truchliner Fabrik. Die Strouhal wohnte bei den Czermals, die eine geräumige Stube inne hatten. Die Frau Czermal selbst arbeitete nicht in der Fabrik, sondern blieb den ganzen Tag zu Hause, kochte für die Arbeiter, die hier wohnten, und besorgte alle Hausarbeiten. Aus diesem Grunde wurde auch die Strouhal hier einquartiert, damit die Kinder nicht ohne Aufsicht blieben. Der alte Czermal sowie der achtzehnjährige Sohn Jerda hatten gerade die Nachtschicht. Die Strouhal wußte es, daß sie die beiden zu Hause nicht antreffen würde, und war froh darüber. Sie waren ihr beide verhaft, namentlich der Jerda, der ein Grobian war und in ihrer Abwesenheit die Kinder schlug. Die armen Kinder! Alles Reden war hier vergebens, und so verhielt sie sich ruhig und weinte nur still, um nur jedem Zank aus dem Wege zu gehen. Streitereien hätten sie nur mit der Czermal entzweit und den Kindern nichts geholfen.

Je näher die Frau an die Häuser kam, desto deutlicher vernahm sie zankende und schreiende Stimmen. Das Herz begann in ihr schneller zu schlagen, und unwillkürlich beschleunigte sie ihren Schritt.

Vor dem Hause standen einige Frauen.

„Na, bei Petrusch's geht's heute wieder lustig zu,“ begannen sie ihr zu berichten.

„Er kam wieder ohne einen Kreuzer nach Hause,“ erklärte eine von ihnen. „Alles was er bekommen hatte, war er schon in der Kantine schuldig. Selbstverständlich hat sie ihn richtig empfangen, und so war gleich Feuer auf dem Dache.“

„Was hat die Arme davon? Prügel, nichts als Prügel und die Kinder auch“, bemerkte eine andere.

„Na, das sollte mir passieren!“ drohte eine dritte mit der Faust, „ich würde ihm zeigen, was es heißt, den ganzen Verdienst zu vertrinken!“

„Seid so gut und mischt Euch auch noch hinein! Laßt sie das mir unter sich allein ausmachen.“

(Fortsetzung folgt.)

Einer unserer polizeilich unbekanntesten und deshalb belährtesten schweren Jungen liebt es, seine Anschauungen über Welt, Menschen und Dinge in seinen Mußestunden niederzuschreiben. Der Mann gehört unheilbar zu den denkenden Künstlern seiner Kunst. An einem Versammlungsabend des Vereins unabhängiger schwerer Jungen hat er unlängst einige von seinen Betrachtungen unter großem Beifall vorgelesen — sein dankerfülltes Auditorium stiftete ihm einen Ehrendietrich —, und da es immerhin von Interesse ist, die Vorgänge des Tages auch einmal in solcher Beleuchtung zu sehen, sei einiges aus dem Notizbuch dieses erfolgreichen Zeitgenossen wiedergegeben.

In der Universität ist es jetzt riesig gemüßlich. Ein Professor liest dort über die Prostitution. Na, übrigens war das, was der Professor sagte, sehr langweilig. Aber die Studenten waren lustig. Jedesmal kam nämlich eine besehrte Madame hin, und wenn sie eintrat, ging ein Höllenspektakel los, man pffif, johlte, scharrte — einfach schneidig. Ich schwang mich bald zum geistigen Führer auf und kommandierte den Spektakel. Es war tadellos und dabei ganz umsonst.

Im „Lokal-Anzeiger“ stand dann zu lesen, die Studenten hätten wegen ihrer zarten Sittlichkeitsbesaitung gegen die Anwesenheit einer Frau bei so neuem interessanten Stoff protestiert. Wödsium. Ich habe dem Blatt eine Verichtigung gesandt, die es aber nicht aufnahm; eine solche Unanständigkeit, ich abomiere jetzt auf die „Staatsbürger-Zeitung“.

Warum die Studenten randalierten, haben sie mir selbst erzählt, als wir zusammen „Jur strammen Esmeralda“ in der Elbasserstraße kniepten. Das Weib war ihnen zu alt! Sie hatten bei dem Direktor der Universität petitioniert, ob sie nicht in die Vorlesungen in ihre Mädchen mitbringen könnten. Der Kultusminister hat's aber verboten, und darum kackelten sie. Recht hatten sie; das war Notwehr, wie mein Freund Emil vor Gericht zu sagen pflegt. Wenn er 'n bißchen jemand mit dem Messer gestiftet. Was sollte die alte Frau, die von nichts 'ne Ahnung hatte, bei dem Vortrag, während die Sachverständigen ausgeschlossen wurden! Das war eine empörende Parteilichkeit, und es war eine sittliche Pflicht, wie der Pobjadowsky so schön sagt, dagegen mit aller Energie zu protestieren.

Das Ergebnis meiner wissenschaftlichen Studien waren bisher sechs Wintermäntel.

Wir sind jetzt alle für die Flotte. Sämtliche Kellnerinnen tragen Matrosenanzüge. Man reißt die feinsten Witze über Panzerschiffe, Bemannung, Anker lichten usw. Auf der Straße tragen nicht nur die Kinder, sondern auch erwachsene Fransenspersonen Matrosenmäntel. Deutschland kommt nun endlich aus der Philisterei heraus. Ich habe schon als Junge mir die Indianergeschichtenbücher gekauft. Und als ich dann nach Amerika wollte und mit der Spargroschen meines Alten ausrückte, fing man mich ein und schickte mich in die Besserungsanstalt, um mir das abenteuerliche Gemüt abzugewöhnen. Heute ist das alles anders. Die gelehrtesten Leute beweisen, daß Deutschland eine Weltmacht werden muß und auf der ganzen Erde umhergondeln soll, das Abenteuerliche ist jetzt das Ideale.

Ich will umfakeln und den Fidschi-Inseln Kultur bringen. Früher nannte man das Seeräuberei; aber das Handwerk ist noch eben so fidel, wenn man's auch anders nennt. Noch drei gediegene Einbrüche und ich habe das nötige Anlagekapital für meine Beteiligung an der Weltpolitik.

Gorra! Heute haben's die Noter mal ordentlich gekriegt. Die Bande, die verlangt, daß jeder Mensch arbeiten soll! Das ist das reine Juchshaus, und ein anständiger Mensch ist doch froh, wenn er heraus ist. Bei den Stadtverordneten-Wahlen sind sie ecklich reingefallen. Eigentlich kann ich die Juden nicht leiden, aber seitdem sie den Antisemiten beistehen, habe ich mich mit ihnen veröhnt. Ich kann es wahrhaftig jetzt über mich gewinnen, auch bei Juden nächtlich Beschäftigung zu nehmen. Bisher war es mein Grundsatz, nur bei Stammesgenossen Hausfuchungen zu veranstalten.

Heute ist es mir recht klar geworden, wie schlapp die Deutschen geworden sind. Gar keine Begeisterung mehr! In der letzten Nacht nahm ich neben anderen guten Dingen einen alten Schmöser mit. Darin standen die Berichte über die Frankfurter Reichsversammlung aus dem Jahre 1848. In der 79. Sitzung zeigte der Vorsitzende die für die Kriegsflotte eingegangenen Beträge an. Ich habe Thränen geweint, als ich diese Beweise großherzigen Opfersinnes las:

333 fl. 50 kr. Ertrag einer Sammlung unter den Deutschen in Rom, worunter 35 fl. 9 kr. von dem daselbst bestehenden Verein deutscher Handwerker und Arbeiter.

14 fl. 47 kr. sowie zwei silberne Pfeifenbeschläge, zwei silberne Löffel und ein silbernes Pfeifenbeschlag, Weisteuer aus Redarfutun.

50 fl. Beitrag von hundert Handwerkern der Grenzstadt Bozen in Tyrol.

130 fl. Ertrag einer von zwei Jungfrauen, Minna Pfeiffer und Amalie Nieger in Rüringen (Württemberg) veranstalteten Lotterie.

usw. usw.

O, heute giebt es keine Jungfrauen mehr. Ich aber will zeigen, wie man seinen Patriotismus durch die That erhebt. Ich schrieb an die „Norddeutsche“ einen Brief, in dem ich mich verpflichtete, zehn Prozent meines Einkommens für die Flotte abzuliefern, ich schickte gleich einen schönen blonden Popf mit, den mit Hilfe meiner Schere ein bei mir vorübergehendes Mädchen auf dem Altar des Vaterlandes opfern durfte.

Einen schönen Erfolg hatte die Sammlung in unserem Verein: 6 silberne Löffel, 1 vergoldeter Suppenlöffel, 1 Pelz, 1 Rischmeißer, 1 goldene Uhr, 1 Kammgarnrock, 2 Paar fast neue Schaffstiefel und 50 Pfg. in bar.

Mein Freund August, der abgefaßt wurde, als er den Geldschrank beim Kommerzienrat Cohn öffnete, erklärte heute vor Gericht, er habe nur die Absicht gehabt, den reichen Geizhals zu einem Beitrag für die Flottensammlung zu zwingen. August wurde mit Glanz freigesprochen und Cohn zu einer Buße von 1000 M., zahlbar an August, verurteilt.

Eine vernünftige Auffassung der Weltlage beginnt sich Bahn zu brechen.

Sahrtausende hat der Aberglauben auf den Völkern gelastet. Immer gälten Leute meines Wesens als Abschaum und Gese. Klöcklich aber wird es leicht und leicht. Man erkennt die ganze Nichtswürdigkeit eines geschlich-friedsamem Lebenswandels, und das Verbrechen steigt ruhmbehrängt auf den Thron des Lebens. Sein heißt sündigen, leben heißt freveln, und des Daseins Güter höchstes heißt der Mord. Die geborenen und begnadeten Führer der Nation — das sind wir, nur wir.

Ich muß anerkennen, daß einer, der nicht gerade zu uns gehört hat, es gewagt hat, diese so schlichte und doch welterlösende Weisheit auszusprechen. Die „Deutsche Zeitung“ hat das herrliche Wort von der Schönheit des Krieges gesprochen, wie der Krieg reine Vergnügen sei gegen der Stidunst des ewigen Friedens, wie er den Glauben an den hohen Verus der Menschheit stärke.

Das ist zwar noch nicht die volle Erkenntnis. Der Krieg hat etwas Unheines, weil er auf Masse nwirkungen abzielt; er berücksichtigt nicht das Individuelle, das Persönliche, und außerdem läuft man Gefahr, selbst seine Individualität mitten in der hoffnungsvollsten Entwicklung einzubüßen. Darum ist der Einzelmord das Höhere, das Höchste.

Ich habe das früher schon dunkel geahnt. Aber ich hatte doch keine rechte Krante zu diesem Höchsten; ich war befangen in der dumpfen Mutangst der Sklavenjese und liebte mein Stemmisen lieber an Schranckthüren, als an Schädeldedern. Die Offenbarung der „Deutschen Zeitung“ hat mein Bewußtsein gefestigt. Ich weiß jetzt, was ich mir schuldig bin, schuldig dem hohen Verus der Menschheit und der Weltmachtstellung des Deutschen Volkes.

Die Auslassung der „Deutschen Zeitung“ hat in unserm Verein einen unbeschreiblichen Jubel hervorgerufen. Der Herausgeber des Blattes, Friedrich Lange, wurde zum Ehrenmitglied, seine Zeitung zu unserm Vereinsorgan ernannt. Ich selbst bin an der Spitze einer Deputation des Vereins unabhängiger schwerer Jungen bei dem tapferen und weisen Manne gewesen und habe ihm eine Adresse überreicht. Lange war sichtlich überrascht und tief bewegt. Er dankte für unser ehrendes Geschenk und beschwor uns in feurigen Worten, immer nur deutsch zu fühlen, deutsch zu handeln und die „Deutsche Zeitung“ zu abonnieren. Es war eine Erinnerung für mein ganzes Leben.

Ich siehe auf der Höhe meines Lebens. Ich habe heute einen Mitglied des Friedensvereins und wüßen Flottensind mit einem Küchenmesser ebenso sorgfältig wie gründlich den Hals abgeschritten. Welch' erhabener Moment! Der Stidunst weicht. Ich atme Vergnügen. Dank, Friedrich Lange. Ich glaube an den hohen Verus der Menschheit. Ich bin glücklich.
Joc.

kleines Heuilletou.

g. Die Tochter. „Und ich leid's nicht! ein für allemal ich leid's nicht!“

„Na, und warum denn nicht?“ Sie stellte nicht einmal das Abendbrot beiseite, gleichmäßig laute sie an der dicken Schmalzflulle weiter.

Er stand auf und ging im Zimmer umher: „Er bringt Dich in's Berede. Ueberhaupt so 'n Bengel, was liegt Dir denn an den? Denkste denn, er heiratet Dich? So'n Buchhalter 'n Fabrikmädchen? Fällt ihm ja gar nicht ein. 'ne dumme Nunnzicherei — das ist das Ganze.“

„Na und wenn schon,“ — sie warf trotzig den Kopf zurück, — „denn ist's auch noch so. Wenigstens macht er mir aber 's Leben angenehmer und man kriegt mal was zu sehen und hat 'n bißchen Vergnügen und was hab' ich denn sonst? Arbeit und Arbeit und zu Hause sitzen . . . Du siehst mir ja nicht.“

„Und vor so'n bißchen Verwüßen rennstu in Dein Unsiid!“
„Ach Gott, Unsiid — wie Du det gleich nimmst, Vater. Ich amüßer' mir ja-man bloß, um wenn de Leute reden, laß se doch — was ich mir daför loofe!“

„Na und ich leid's nicht! Mer! Dir's!“ Er schlug mit der Faust auf den Tisch . . . „Na, was soll denn das heißen? Wo willstest denn noch hin?“

Sie war aufgestanden und vor den Spiegel getreten. Die Hände in die Seiten gekemmt, wiegte sie sich wie im Tanz ein paarmal hin und her, dann nahm sie den kleinen englischen Hut vom Nagel und drückte ihn in die hochgebrannten Waden. Er wiederholte seine Frage, seine Stimme zitterte: „Wo willstest denn hin?“

Sie knöpfte das fadensteinnige Winterjäckchen zu: „Fritz erwartet mich am Morisplatz, wir wollen in 'n Circus. Na, um dem abje.“ Sie ging nach der Thür.

„Hier bleibste“, — er trat ihr in den Weg, — „hastest nicht gehört, was ich Dir eben gesagt habe? Gehorchen wirste — ich bin Dein Vater — gehorchen wirste . . . Du . . . Du.“

„Na sagt mal, was is denn los?“
Sie saßen beide zusammen bei dem Klang dieser Stimme. Das Mädchen bemerzte diesen Moment, wo er sie freiließ, um durch die Thür zu schlüpfen, er wollte ihr nach, die alte Frau saßte ihn am Kermel:

„Na Vater, was hastest denn man? Laß' doch det Mädchen jehn.“
Mit einem dumpfen Luftstöhnen warf er sich auf den morschen Bretterstuhl und stützte den Kopf in die Hand: „Und Du redst noch zu? Du?“

Sie begann das Nähzeug, das auf dem Tisch herumlag, aufzutäumen: „Ja, was soll ich denn machen, Vater, wo se doch so sehr viel for uns thut? . . . Siehste.“ — sie setzte sich neben ihn, — „siehste, ich hab ja auch manchmal so'ne Wange — aber wenn id unsiideste? Denn lauft se wöniglich janz weg. Na, um wat mach'n wir denn? Siehste, se is doch wirklich sehr anständig und siebt mir jeden Sonntagabend ihre zwoe Dabler, trotzdem se selber nur drei verdient . . . wenn det nu anhört? Denn kann wisse Klein Lieschen wieder morjens Zeitungen tragen, und der Doktor sagt doch, dat is ihr Dot — na, und Du mußt doch nächstens auch wieder Pause machen bei Deinem Husten.“

Der Mann antwortete nicht, seine Hände krampten sich zusammen, seine Augen starren, als sähen sie ein Geippen, das immer greifbarere Formen annahm. . . . „Mu — um wenn mi 'n Unsiid passiert?“

„Gott es wird ja — nicht.“ Die Frau wurde blaß. „Se nehme se mir ja doch alle Dage vor und sage ihr — Tude, meinnetweijen amüßer Dir — id kann Dir nicht zujeben, aber mach uns keenen Kummer nicht. Un se hat auch gesagt — Mutter, hat se gesagt: brauchst keine Angst zu haben. . . . Na je ja — id sage“ — sie stand auf und begann von neuem im Zimmer aufzuräumen — „Ja, da reden se immer, wir Arbeiter verständen nicht von de Kindererziehung, ja woll, erziehe' Du man de Jöhren, wenn De von ihneu abhängig bist. Wenn id man Geld hätte oder Du so velle verdienst, daß wir leben könnten, denn wollt' id anders dazwischen jöhren. . . . Na, Vater, um konn man zum Abendbrot; id hab' Dir auch 'n paar Kartoffelpuffer jebaden.“

Aber er kam nicht, er sah noch immer und starnte und starnte, und nur ein verhaltenes Schluchzen kam über seine Lippen: „Wenn's man kein Unsiid siebt — o Gott nee — wenn's man kein Unsiid siebt.“

Musik.

Was auf dem Gebiete des Quartettspiels einst (1866—1894) die „Florentiner“ und später (70er Jahre) die „Mölnier“ waren, das dürfen jetzt die „Böhmen“ sein. Von den erstgenannten, unter Führung F. Beders, weiß ich nur mehr über Mitteilungen begeisterter Hörer zu berichten; den Primarius der „Mölnier“, Robert Hedmann den Frühverstorbenen, an der Spitze seiner Partner gehört zu haben, ist eine unserer schönsten Erinnerungen. Was war das für ein Temperament; welche im besten Verstum romantische Ergänzung zu der mehr klassischen Spielweise der Hellmesbergers in Wien und der Joachims in Berlin! Nun spielt Karl Hoffmann mit den Seinen, als „Böhmisches Streichquartett“, zwar wohl nicht wie ein Hedmann, aber doch so, daß unsere Klagen über Temperamentarmut der gegenwärtigen Quartettspieler vor diesen Leistungen verstummen können.

Wie es schon im vorigen Jahr an dieser Stelle hervorgehoben wurde: die „Böhmen“ verzichten auf die billige Zurückhaltung und geben jeder Stimme ihr Recht. Jene Zurückhaltung fällt für gewöhnlich am meisten beim Bratschisten auf; hier hingegen spielt gerade dieser (im Gegensatz zur gewöhnlichen Anordnung vorne positioniert) „wie ein Tenor“. Und doch war das Ganze ein echt kammermusikalisches Zusammenspiel. Speziell für dieses paßte der mitwirkende Klavierspieler Ernesto Con solo: er spielt als der richtige Fünfte in diesem Bund, und wenn er auch vielleicht nicht zu den großartigsten Klavierspielern gehört, so sieht er doch zu den meisten von diesen in einem analogen, nur umgekehrten Verhältnis, wie die Böhmen zu anderen Quartettstreichern stehen; er thut nicht zu viel, so wie die „Böhmen“ nicht zu wenig thun, und er versteht es wie nicht bald einer, den Ton aus dem Klavier „heranzuziehen“. Natürlich bekamen wir von den Bänken einen Dvorak zu hören: das längst anerkannte Klavierquintett,

das freilich mit seinen vielen weniger vornehmen, fast kirnehartigen Varianten unsere Hochachtung vor diesem Komponisten nicht eben noch steigern konnte. Ein Zufall — nein, kein Zufall — ließ uns bei einem neuerlichen Gang ins Populäre Philharmonische wieder auf einen anderen Modelkomponisten stoßen, auf Tschakowsky (E-moll-Sinfonie); und als wir bei den Herren Barth usw. das vielleicht bedeutendste Kammermusikwerk der Nachromantiker-Zeit, das geisterhafte B-moll-Trio des immer noch nicht genug ausgekosteten Volkmann wieder mal hören wollten, kam uns der Klavierreformer Moser dazwischen. Eine Erneuerung der Klavier-Kammermusik, wie sie vielleicht von hier aus zu erhoffen ist, würde uns allerdings nothun und wohlthun, schon um die Solobummel auf dem Klavier durch einen weiteren Dienst dieses Instruments im musikalischen Gange zurückzubringen. —

82.

Anthropologisches.

— Den Gewichtsverhältnissen der Neugeborenen in den ersten Lebenstagen und den Ursachen der Gewichtsabnahme hat Gundling eine Dissertation gewidmet. Danach verhalten sich die Kinder von Mehrgebärenden in jeder Hinsicht günstiger als Primiparen. Knaben haben ein größeres Anfangsgewicht als Mädchen. Von den Kindern Erstgebärender haben am zweiten Tage 36 Proz., von denen Mehrgebärender an demselben Tage 53 Proz. das kleinste Körpergewicht. Der Gewichtsverlust ist bei den Mädchen weniger groß als bei den Knaben. Die Dauer der Abnahme ist bei Knaben wie bei Mädchen wesentlich dieselbe. Am 16. Tage hatten von den 120 Kindern, die Verfasser untersuchte, nur 15 Proz. das Anfangsgewicht, am neunten Tage 51 Proz. dasselbe erreicht. Sowohl bei den Schädelanlagen wie bei den Beckenendlagen fällt auf, daß die Gewichtsabnahme von einem Tage zum andern keineswegs eine gleichmäßige ist, sondern daß ganz beträchtliche Unterschiede bestehen. Diese Erscheinung läßt sich nach Gundling nur durch einen mehr oder weniger reichlichen Abgang von Kindspech und auch noch dadurch erklären, daß das eine Kind vor dem Wägen gerade gestillt war, das andere nicht. Dam macht man die Wahrnehmung, daß solche Kinder, die gleich im Anfange bedeutende Verluste zeigen, nachher weniger abnehmen, und umgekehrt. Sicher scheint bei allem festzustellen, daß das Kindspech die Hauptursache der Gewichtsabnahme der Neugeborenen ist. — („Globus.“)

Aus dem Tierleben.

— Wie kommt das Medern der Bellasine zu stande? Wir lesen darüber im „Prometheus“: Diese seit Anfang dieses Jahrhunderts von Jägern und Vogelliebenden viel umstrittene Frage hat jetzt durch Rohweder in Göttingen, einen Mitarbeiter an der revidierten Ausgabe der großen Naumannschen Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas, ihre endgiltige, weil auf experimenteller Grundlage beruhende Lösung gefunden. In alten Zeiten zerbrach man sich über das Zustandekommen des bei dem Balzspiel unserer Bellasine gehörten sonderbaren Lautes nicht weiter den Kopf, stellte gar nicht diese Frage, sondern hielt es für selbstverständlich, daß der medernde oder wiehernde Ton aus der Kehle des Vogels stamme. Dem entgegen behauptete der ältere Naumann im Jahre 1804, daß das Medern mit den Flügeln hervorgebracht werde. Diese von seinem Sohne, dem berühmten Johann Friedrich Naumann, in dem vorhin genannten Werke begründete „Mederntheorie“ veranlaßte einen vieljährigen Streit über die Frage, ob der Balzgesang der Bellasine als Vokal- oder Instrumentalmusik aufzufassen sei. Die Uneinigkeit wurde noch größer, als Professor Altum im Jahre 1855 die Behauptung aufstellte: „Es ist weder die Stimme, noch sind es die Flügel, welche den Ton hervorbringen, der Schwanz ist das Instrument“, ein Satz, der später dahin modifiziert wurde, „daß nur die äußerste Schwanzfeder die tönende Junge sei“. Damit waren die beiden alten Theorien, die der Volksschauung und die Naumannsche, sozusagen abgethan, und die Mehrzahl der Ornithologen und Jäger waren seitdem Anhänger der Altum'schen Theorie. Durch direkte Beobachtung hatte Oberlehrer Rohweder festgestellt, daß die Intervalle in dem Mederton nach Geschwindigkeit und Zahl genau mit den Zudungen der Flügel übereinstimmen, und daraus die Ueberzeugung gewonnen, daß der durch die Schwingungen der Schwanzfedern erzeugte Ton seine Modulation durch die Bewegungen der Flügel erhalte. Diese Voraussetzung veranlaßte ihn, einen praktischen Versuch anzustellen, der am 23. September dieses Jahres in der Hauptversammlung des Husumer Jagdclubs in folgender Weise wiederholt wurde: Erstens wurde mittels eines Blasebalgs ein starker Luftstrom unter den Flügeln hindurch auf die seitlichen Schwanzfedern einer ausgestopften und im Balzfluge dargestellten Bellasine geleitet. Sofort entstand ein zusammenhängender Ton, der in Höhe und Klangfarbe mit dem Balzton der Bellasine vollkommen übereinstimmte. Mit Auge und Ohr ließ sich deutlich erkennen, daß nicht nur die äußersten Schwanzfedern, sondern auch die folgenden und besonders die dritte und vierte jederseits, diesen Ton durch ihre Schwingungen erzeugten. Durch kurzes Aufschlagen mit den Fingern auf die Oberseite der Flügel ahmte Rohweder zweitens die Flügelzudungen nach. Der Ton behielt seinen Charakter; seine Gleichmäßigkeit aber wurde durch Schwüngen (Intervalle) unterbrochen, die genau dem bald

rascher, bald langsamer ausgeführten Aufschlag der Finger entsprachen. Das Gesamtergebnis war ein in allen Einzelheiten täuschend nachgeahmtes Bellasinenmedern. Nach diesen Versuchen erklärt sich die Balzmusik der Bellasine folgendermaßen: Der Ton selbst wird durch die Vibration der seitlichen Schwanzfedern erzeugt, die Tremulation desselben durch die Zudungen der Flügel bewirkt. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Ueber das Eindringen der niederen Pflanzen in die Gesteine schreibt A. Maurizio in der Wochenschrift „Mutter Erde“: Es ist sehr leicht zu demonstrieren, daß die Wurzeln höherer Pflanzen die Gesteine zerlegen können. Die Wurzeln versehen die Pflanzen bekanntlich mit den unentbehrlichen Salzen. Diese sind im Boden in gelöstem Zustande vorhanden, und so steht der Aufnahme durch die Wurzeln nichts im Wege. Ganz anders aber auf festem Untergrund. Da könnten die letzten Endigungen, welche auf einen solchen Untergrund stoßen, ihre letzten Funktionen nicht vollständig erfüllen. Die saure Reaktion der Wurzeln kommt hier der Pflanze besonders zu Gute, indem mit ihrer Hilfe an sich unlösliche mineralische Bestandteile in lösliche übergeführt werden. Von der Wirkung dieser sauren Reaktion kann eine rauhe Gesteinsfläche uns keinen Begriff geben. Legt man aber ein glatt geschliffenes Stück Marmor auf den Boden eines Blumentopfes und setzt ihn der Wirkung der sich an ihn bald eng anschmiegenden Wurzeln aus, so wird man betroffen sein, nach kurzer Zeit den Verlauf derselben am Marmorstück scharf aufgezeichnet zu sehen. Durch die sauren Ausscheidungen der Wurzeln wurden alle Berührungsstellen matt, d. h. rauh, alle unberührten erscheinen nach wie vor glatt. Die Wurzeln der höheren Pflanzen korrodieren den kohlensauren Kalk und die Korrosion läßt sich sehr schön zeigen. Aehnlich dem großen Neubildner der Erdoberfläche, dem Wasser, beteiligen sich also die Pflanzen an der Lösung, der Erzeugung von Rissen im Gesteine, die bei längerer Einwirkung zu wahren Rinnen sich erweitern können. Aehnliche Korrosionserscheinungen bringen aber nicht nur die Wurzeln höherer Pflanzen hervor, sondern auch Bakterien, Algen, Pilze und Flechten. Sie sind alle an der langsamen „Abtragung der Berge“ auf der Erde beteiligt. Insbesondere hatte man in letzter Zeit einige der gewöhnlichsten Pilze auf diese Eigenschaft geprüft. *Penicillium glaucum*, der gewöhnliche Pinselschimmel, *Botrytis cinerea*, *Aspergillus niger*, ein anderer verbreiteter Pilz, der namentlich Obst befallt, rufen ganz ähnliche Erscheinungen hervor. Man hatte Bruchstücke von Eiern, besonders hergestellte Eimuschelchen von Marmor, Kalk oder Knochen, auf einer Seite mit zuderhaltiger Gelatine bestrichen, während auf die andere Seite Sporen der genannten Pilze zur Aussaat gelangten. Die Sporen keimten und durchbohrten die dünnen Platten in ganz gleicher Weise wie die pflanzlichen Membranen, in welche sie gewöhnlich eindringen, um aus dem Innern die Nahrung zu schöpfen. Die Ursache des Eindringens ist im chemischen Reize zu suchen, welcher von der Gelatine ausgeht. Die Pilzfäden würden, wenn sie allseitig von dem Nährmaterial umgeben wären, in gerader Linie nach allen Seiten wachsen. Da ihnen aber hier nur jenseits der tremenden Wand Nahrung geboten wird, so müssen sie in der bestimmten Richtung wachsen, sogenannte Chemotaktische Krümmungen vollführen. Daß dem so ist, liefert uns den besten Beweis die Thatsache, daß ein Durchwachsen nicht stattfand, wenn die Nahrung auf beiden Seiten der Platten, der auf der mit Sporen versehenen Seite geboten wurde. Wegen ihrer porösen Beschaffenheit wurden Knochen schneller durchbohrt als Marmorplatten. Das Durchbohren selbst geschieht, abgesehen von rein mechanischen Druckleistungen, hauptsächlich mit Hilfe der Kohlensäure, die auch nur an den Spitzen der Pilzfäden wirkt. Die im Pflanzenreiche weit verbreitete Oxalsäure spielt nur eine untergeordnete Rolle. Der Gewichtsverlust von Kalk- und Knochenstücken durch Auflösen konnte mit einer genauen Waage festgestellt werden. Er war größer, wenn das Mycel diese Stücke direkt umspann, als wenn dasselbe am Boden des Kulturgefäßes sich befand. Es war interessant, zu ersehen, daß ein geringer Gehalt der Nährlösung an Chlornatrium die Korrosion begünstigte, indem die hierbei freiverdende Salzsäure an der Lösung des Gesteines sich beteiligte. Das Kochsalz ist eine der verbreitetsten chemischen Verbindungen und spielt wie hier, so auch bei anderen biologischen Prozessen eine hervorragende Rolle. —

Humoristisches.

— Frühreif. Oberkellner zum Piccolo: „Jetzt da schon her, verrechnet sich der Anirps schon! . . . Dazu bist Du doch noch zu jung, Du Schlingel!“ —

— Genau nach Vorschrift. In einem Trambahnwagen sitzen auf einer Seite eng aneinander gepreßt fünf sehr corpulente, auf der andern sechs sehr magere Personen. Ein neuer Passagier steigt ein und will sich zu den letzteren setzen. — „Hier ist alles besetzt“, ruft der entrißene Kondukteur, „dort, auf der anderen Seite, sitzen nur fünf!“ —

— Viel sagend. Mutter: „Heute hast Du ja Deinem Manne zum erstenmal gelockt; was hat er denn gesagt?“

Tochter: „Gefagt hat er nichts — aber so eigentümlich g'schaut hat er!“ —

(„Flieg. Bl.“)